

EDITH HUMMEL

karla ji

DAS LEBEN IST KEIN WUNSCHKONZERT

ROMAN

Das Buch

Mit einem Augenzwinkern entführt die Autorin ihre Leser in das farbenfrohe, sinnliche Indien und in eine Welt, die oftmals märchenhaft anmutet. Am Beispiel von zwei jungen Männern erlebt man, wie unterschiedlich die Möglichkeiten des Einzelnen sind, sein Leben zu gestalten.

»Ein fantastisches Märchen gepaart aus Moderne und Tradition Indiens, überladen von Emotionen und Farben des an Vielfalt so reichen Landes, ist im Sinne der Bollywood-Kultur geschrieben. Hier lacht das Herz und freut sich an den vielen sympathischen Eigenschaften des jungen Raj, Sein Schicksal und wie er damit umgeht, ist Sinnbild einer sich grundlegend unterscheidenden Denkstruktur im Vergleich zur europäischen.« (aus einer Rezension auf lovelybooks.de)

© 2022 Edith Hummel

Cover:	Robert Köppl, creativdirektion.at
Foto:	Gabi Hartweger, Wördan
Lektorat:	Eva Maria Nielsen, storyanalyse.de
Korrektorat:	Dorli Hummel, Wien Monika Stephens, Sacramento Birgit Sauer, Berlin

Druck und Vertrieb im Auftrag Edith Hummel:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at

ISBN:	978-3-99139-217-0 (Paperback)
	978-3-99139-216-3 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und Edith Hummel unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

»Es gibt keinen Weg zum Glück,
Glück ist der Weg.«
Buddha

Für Clemens

Kapitel 1

*»Die Allertörichtesten und die Allerweisesten haben leicht Erfolg.
Aber der zwischen den beiden Stehende hat zu leiden.«
Indische Weisheit*

Raj sah dieses Mal nicht zu, wie das heiße Wasser in seine Teetasse plätscherte. Er war unruhig, etwas stimmte nicht. Der Teebeutel würde ohne sein Zutun kurz schwimmen, bevor er vollgesogen auf den Grund der Tasse sank. Sein Blick glitt nach draußen. Ein zartrosa Sonnenaufgang brach durch das Lila der tropischen Morgendämmerung. Die Palmen am Horizont wirkten wie ein Gemälde von Turner. Ein kurzer Monsoonregen hatte Bangalore gereinigt. Es tropfte von den Bäumen und nur langsam verdampften die Pfützen von den Straßen. Er liebte den frühen Morgen, diese sanfte Frist, in der der Tag sich auf den Weg machte, bevor der Verlag und die Millionenstadt zum Leben erwachten. Spätestens gegen Mittag würde normales indisches Chaos eingekehrt sein. Aber jetzt war es friedlich.

Um ihn herum trudelten seine Kollegen ein. Alles schien wie immer, aber etwas war anders. Seit dem Aufstehen zuckte sein linkes Augenlid, ein sicheres Vorzeichen drohender Veränderung. Deshalb war er vor Arbeitsbeginn in den Tempel

gefahren, um den Göttern zu huldigen. Das hatte er seiner Mutter versprochen, als er gegen den Wunsch der Familie aus Agra nach Bangalore gezogen war. Wann immer er spürte, dass etwas Ungewöhnliches seine geregelten Bahnen bedrohte, befragte er die Priester und gehorchte dem Rat der Götter.

Raj gab drei Zuckerstücke und einen Spritzer Milch in den Tee. Dabei fiel sein Blick auf sein Spiegelbild im Fenster.

Es schaute ihn nicht mehr der dürre Bauernjunge in abgegriffener Jeans und farbenfrohem T-Shirt an. Gegen den Rat des Vaters brach er auf und nahm den Job in einem deutschen Verlag an. Dafür zog er von Delhi in den fast 2000 Kilometer entfernten Süden.

Seine Vorgesetzte Gabi erkannte sein Potenzial recht schnell und nahm sich seiner an. In der ihr eigenen direkten Art veränderte sie sein äußeres Erscheinungsbild, erfolgreich, wie Raj fand. Form follows function war einer der wenigen englischen Sinnsprüche, den sie zitierte. Das Urteil des Auges ist schnell, der Verstand braucht etwas länger.

Heute dankte er dieser Fügung des Schicksals. Gabi wurde seine Mentorin. Sie freute sich über seine Beförderung zum Gruppenleiter vor zwei Jahren mindestens ebenso wie er. Ohne ihr Schubsen hätte er es nie so weit gebracht. Dünn, lang und schlaksig war er immer noch. Doch jetzt trug er meist ein weißes Hemd, dazu schlichte Stoffhosen und Ledersandalen im Büro. Das gab ihm das beruhigende Gefühl, passend gekleidet zu sein. Die Sonne wischte die Spiegelung seines Ge-

sichtes weg und kündigte hinter den Palmen den jungen Tag an. Die Tasse in der Hand wandte er sich seinen Kollegen zu. Der Arbeitstag konnte beginnen.

Seine Kollegen alberten herum und begrüßten einander, als hätten sie sich ewig nicht gesehen. Viele trugen auch einen Punkt auf der Stirn. Ein Zeichen dafür, dass sie als gläubige Hindus vor der Arbeit im Tempel die Götter geehrt hatten. Er genoss diese Minuten, bevor jeder hinter seinem Computer verschwand und seiner Tätigkeit nachging. Für ihn fand der Großteil seines Lebens in Bangalore hier statt: in der unteren Büroetage der Filiale des deutschen Hopverlages.



Sein Freund Sven, der als deutscher Lektor tätig war, ereiferte sich wieder einmal über die Zustände auf den Straßen.

»Es ist unfassbar! Gegen Indien am Morgen ist die Bronx ein Freizeitpark.«

Raj fand es immer unterhaltsam, wenn Sven sich über die Missstände des indischen Alltags aufregte. Er bemerkte Dinge gegen die Raj blind war. Im Spiegel von Svens Augen entdeckte Raj sein Land und dessen Marotten neu.

Obwohl er gefahren wurde, kritisierte er den Verkehr, den Müll oder die Tiere.

»...und was machen die Ziegen? Sie knabbern an einem vertrockneten Busch mitten auf der Straße.«

Raj spitzte die Ohren, um dem Gespräch zu folgen, das sich

in eine hitzige Debatte verwandelte.

»Ich schwöre euch, um ein Haar hätten wir einen Unfall gebaut. Dieser kleine Pritschenwagen hat uns fies geschnitten und sich vor uns reingedrängt. Einfach so. Da fehlten nur Millimeter!«

Raj radelte den kurzen Weg vom Haus seines Onkels zur Arbeit, einige Kollegen schlängelten sich mit ihren Motorrädern durch den Verkehr, die meisten kamen mit dem Bus. Sven wurde mit dem Auto gebracht, da die deutschen Mitarbeiter nicht selbst fahren durften. Sein Fahrer hupte, schrie, beharrte auf seinem Recht und brachte Sven so sicher ins Büro.

»Glaubt ihr, der schaut? Glaubt ihr, es schert sich jemand darum? Niemand! Gibt es in diesem Land keine Straßenverkehrsordnung? Macht ihr keinen Führerschein? Und wo ist die Polizei, wenn man sie braucht?«

»Sven, beruhige dich bitte. Ist dir was passiert?«, versuchte einer der älteren Kollegen, ihn zu besänftigen.

»Nein. Gott sei Dank, aber es war haarscharf!« Vor lauter Aufregung vergaß er sogar den Knopf der Kaffeemaschine zu drücken.

»Wie könnt ihr so leben? Es ist ein Chaos! Überall stehen Kühe. Frauen huschen mit wehenden Saris zwischen den Autos durch und am Straßenrand tummeln sich Schweine und Affen im Dreck. Es ist ein Wunder, dass nicht andauernd grauenhafte Unfälle passieren!«

Nein, es war kein Wunder, dachte sich Raj, das ist Indien.

»Wozu sollte man das ändern? Es läuft doch prima. Alle fahren und finden ihr Ziel. Verkehr ist Leben«, warf Sunil ein.

»Ihr müsst klare Regeln definieren. Festlegen, wer wann in welche Spur wechseln darf, vorher blinken und dabei die Umgebung im Auge behalten. Ist doch gar nicht schwer! Da wäre das Chaos schnell strukturiert.«

»Mhm«, fragte Sunil, »wer soll das deiner Meinung nach überwachen? Wir können nicht neben jeden Fahrer einen Wachposten setzen.«

Raj verstand Svens Problem nicht, aber er merkte, wie es seinen Freund erregte.

»Sven, calm down! Du kannst nicht alles ändern, was dir nicht gefällt. So funktioniert das Leben nicht. Aber du musst deine Einstellung ändern. Erfreue dich an deinem Kaffee und atme tief durch. Schließe die Augen. Was hörst du? Nichts? Gut. Jetzt bist du bei uns, hier ist kein Verkehr, kein Gehupe und gleich beginnt unser Arbeitstag.« Zufrieden beobachtete Raj, wie Svens Brustkorb sich sachte hob und senkte. Er beruhigte sich.



Auf dem Weg zu ihren Schreibtischen fragte Raj Sven: »Woran arbeitest du?«

Er betrachtete den Freund. Sven hatte seinen eigenen, speziellen Stil. Heute trug er ein rosa Hemd mit Rüschen an der

Knopfleiste. Dazu beige Bermudas. Nie würde ein männlicher Inder in verlängerten Unterhosen in der Öffentlichkeit auftauchen, aber die Europäer liebten ihre haarigen Beine. Es wunderte Raj, dass das Gabi nicht zu stören schien. Es stand ihm nicht zu, seine Meinung aufzudrängen. Selbst einem Freund gegenüber fände er es vermessen. Sollte Sven aber jemals fragen, wie er sein Outfit fand, würde er nicht schweigen und nicken oder gar lügen. Das hatte er sich fest vorgenommen. Er wartete nur, bis er ihn darum bat.

»Ich überarbeite ein Heilmittelbuch aus Lateinamerika«, sagte Sven, »das vergessene Wissen der Mapuche. Der Titel wird noch adaptiert.«

»Mhm, seit wann machen wir so was? Passt es in den schulmedizinischen Fachbuchbereich? Oder ist es eine populärwissenschaftliche Sache?«

Sven war Lektor und formte normalerweise aus medizinischen Standardwerken günstige Taschenbücher. Er hatte Medizin studiert, sich aber nach einer Sinnkrise und einem interkulturellen Praktikum in Indien entschlossen, lieber im Verlag zu arbeiten.

Inzwischen hatten sie Rajs Schreibtisch erreicht. Er saß als Gruppenleiter der Kleinkorrekturabteilung mit 26 Ortskräften im hinteren Teil des Großraumbüros. So hatte er seine Gruppe im Blick und konnte per Handzeichen um Hilfe gebeten werden. Jetzt waren alle Köpfe über die Arbeit gesenkt. Nur das leise Klappern der Tastaturen untermalte die Stille.

Raj ließ seinen Rucksack neben den Tisch fallen und setzte sich. Sven hob die Hand, winkte und schlenderte weiter zu seinem Büro.



Der Duft von Curry aus unzähligen Lunchboxen, der die Etage erfüllte, kündigte die Mittagszeit an. Unter lautem Gerede gingen die indischen Angestellten in die Kantine. Das Essen und die Chapatis brachten sie in Lunchboxen mit zur Arbeit. Begleitet von Schmatzen und Schlürfen, Neckereien und Gelächter sorgten sie so für einige Momente orientalischen Trubels im sonst so sterilen Bürogebäude.

Rajs Magen knurrte, was ihn daran erinnerte, dass er etwas essen sollte. Leider hatte er nicht das Glück einer kochenden Mutter oder Frau. Deshalb ging er meist zu einer Straßenküche, die jeden Mittag auf einem unbebauten Grundstück schräg gegenüber auftauchte.



Der fahrbare Bretterwagen mit einer offenen Feuerstelle stand keine 200 Meter vom Haupteingang des Verlages entfernt. Raj hatte ein Faible für den Besitzer, den lebhaften Karim, der immer behauptete, ein Großcousin vom berühmten Karim in Old Delhi zu sein. Raj glaubte nicht an diesen engen

Verwandtschaftsgrad zur bekanntesten Mogulküche in Indiens Geschichte, aber Karim kochte ausgezeichnet, das Essen schmeckte hervorragend und Karim fabulierte gern. Dabei kam es durchaus vor, dass er in die zauberhafte Welt aus 1001 Nacht abdriftete, in der märchenhaft reiche Maharadschas über das Land herrschten. Manchmal, fand Raj, war Karim sogar ein besserer Erzähler als Koch. Darin bestand für Raj der Charme des Landsmannes mit dem Aussehen eines gewitzten Kobolds. Wie immer drängten sich viele hungrige Inder um die kleine Garküche.

»Oh mein Freund Raj, wie schön, dich hier zu sehen«, begrüßte Karim ihn. Seit drei Jahren war Raj regelmäßig am Mittag Essensgast und genoss die schmackhafte indische Küche, die Karim für wenig Geld bot.

»Es riecht überaus köstlich. Was ist es? Koriander? Kurkuma? Ein Hauch Zimt, etwas Kardamon? Was hast du Leckerer gekocht?«

»Deine Nase trügt dich nicht, mein Freund, es gibt Matar Paneer, das den Augen ebenso schmeichelt wie dem Gaumen. Das Grün der Erbsen im Rot des Sugo und das helle Gelb des Paneer spiegeln die Farben Indiens wider. Laut einer Legende wurde es immer dann serviert, wenn Feinde unseres Staates im Herrscherpalast logierten. Dazu habe ich ein Kokos-Okragemüse. Ein Sultan soll süchtig nach dem Rezept gewesen sein. Möchtest du ein oder zwei Rotis?« Karim bot ihm das indische Fladenbrot, das in Rajs nördlicher Heimat Chapati

hieß, an. Rasch wechselten Essen und Geld den Besitzer.

Nachdem Raj mit dem Chapati die Reste vom Bananenblatt gewischt hatte, das Karim als Wegwerfgeschirr benutzte, klemmte er sich das Telefon zwischen Ohr und Schulter und versuchte, seine Schwester Meena zu erreichen. Ihr Sohn Nagar war schon sieben Monate alt und wurde immer lebhafter. In zwei Wochen würde Raj in seiner Heimatstadt Agra über den Winter als Fremdenführer arbeiten. Dann lernte er den kleinen Kerl endlich persönlich kennen. Eine aufgeregte Meena meldete sich und erzählte ihm, dass sich Nagar morgens selbst gedreht hatte. Sie würde ihm ein Video per WhatsApp schicken.

Sein Mobiltelefon ließ ihn die 1850 Kilometer, die sie trennten, kurz vergessen. Er hörte ihre Stimme, wann immer er sie vermisste. Sie war für ihn die Gleichgesinnte, die ältere Schwester, mit der er so viele Erlebnisse teilte.

»Wie geht es Baba? Ist sein Rücken besser?« Raj machte sich Sorgen um seinen Vater, der dickköpfig und stur war, wenn es um seine Gesundheit ging. Seit einigen Jahren plagten ihn Rückenschmerzen, aber er traute den Ärzten nicht.

»Du weißt doch, wie er ist. Alle außer ihm sind Scharlatane und Quacksalber. Er ist überzeugt, dass die Ärzte nur sein Geld wollen. Mama-ji pilgert indessen zum Priester des Schlangengottes und opfert für ihn. Wenn es wirklich schlimm wäre, würde er sich behandeln lassen. So mault er rum. Ich denke, er ist alt und verbraucht.«

Raj war weit weg und konnte nur einmal im Jahr mit eigenen Augen beurteilen, wie es um seine Eltern stand. In Momenten wie diesem war er froh, Meena zu haben. Dinge, die ihn zur Verzweiflung brachten, wurden harmlos und klein, wenn er sich mit ihr, seiner Stimme der Vernunft, besprach. Darüber hinaus verwaltete ihr Mann, sein Schwager Rakesh die Buchungen der Touristen und plante Rajs Termine vor Ort.

»Wie sieht die Auftragslage aus? Bei uns kommen dieses Jahr kaum Touristen.«

»Mach dir da mal keine Sorgen. Ganz ehrlich, Bruderherz, was soll man sich in Bangalore anschauen? Wir hier oben haben das goldene Dreieck mit dem Taj Mahal. Rakesh hat fast den ganzen Oktober voll. Die Agentur in Delhi arbeitet jetzt mit der österreichischen Botschaft zusammen. Rakesh meinte, es gäbe pro Tour zwar weniger Geld, dafür bist du aber den ganzen Monat ausgelastet. Ich muss auflegen, Nagar wird gleich wach werden und ich möchte vorher mit Mama-ji einen Tee trinken.«

Meena hatte Recht. Der Norden war der Hotspot des indischen Tourismus. Wenn man nur für kurze Zeit in das unendlich große Land kam, fand man in Rajasthan genau das Indien vor, das in der Fantasie der Gäste existierte und die Tourismusindustrie farbenfroh bewarb. Bangalore stand für die Internetbubble.

Raj fehlte der lebhaft Austausch mit seiner Verwandtschaft und den Freunden. Gelegentlich verfluchte er das indische

Wetter, die glühende Hitze, die von April bis September den Norden plagte. In dieser Zeit gab es nicht genug Touristen, um seinen Geldbeutel zu füllen. Seltener verdamnte er die indische Gesellschaftsform, in der es ihm als Sohn der Familie oblag, für die Eltern zu sorgen. Das zwang ihn sowohl im Verlag als auch in Agra zu arbeiten, um genug Geld zu verdienen. Anfangs hatte er nur deshalb die Trennung und den Aufenthalt im fernen Süden in Kauf genommen. Mittlerweile wollte er sich ein Leben ohne die Arbeit im Verlag nicht mehr vorstellen.

Er zerknüllte das Bananenblatt und warf es über die Mauer neben der Garküche. Mit einem Winken verabschiedete er sich von Karim und schlenderte zurück ins Büro.



Im Aufzug traf Raj Sven.

»Hey Raj, wo kommst du her? Du bist fast nie in der Kantine.«

»Das ist nichts für mich. Zu eintönig. Ist ja ständig nur eine Variation derselben Gerichte. Ich mag's einfach. Außerdem bin ich mittags gern draußen.«

»Gehst du immer zum gleichen Straßenstand? Wundert mich, dass du dir da noch keine Mörderlebensmittelvergiftung eingehandelt hast. Ist doch alles nicht hygienisch.«

»Da wäre ja schon halb Indien verendet. Ein bisschen Dreck härtet ab. Außerdem sagte ich dir schon, dass Garkü-

chen sicher sind. Das Essen wird frittiert, wie sollen da Bakterien überleben? Du kannst alles essen, was gekocht, frittiert oder geschält ist. Die Gerichte dort sind lecker und vielfältig. Und wenn man zurückkommt, ist es im Büro kühl, sauber und riecht klinisch rein nach Limonen.«

Mehr als nur das billige Essen genoss er den Spaziergang an der frischen Luft. Inmitten des lauten, bunten Durcheinanders, das entstand, wenn hungrige Inder aufeinandertrafen, fühlte er sich wohl. Die Eindrücke der Straße, der Duft des Essens, vom leckeren Gebackenen bis zur Kokosnussnote des Chutneys und der Koch Karim erfrischten ihn. Es war wie ein Kurzurlaub für die Sinne und es gab ihm das Gefühl, trotzdem noch ein Sohn Indiens zu sein.

»Du bist ja fast ein Philosoph! Hast eh schon oft davon geschwärmt. Wäre es in Ordnung, wenn ich morgen mal mit zu diesem Straßenhändler, Karim heißt er doch, käme?«

Sven schaute Raj abwartend an. Raj schwieg. Wie Sven wäre, wenn er nicht sein deutsches Selbstbewusstsein hätte, wunderte sich Raj. Wäre er weniger offen und etwas zurückhaltender? Trotz oder sogar wegen seiner gnadenlosen Direktheit mochte er ihn. Sven war oft so gutmütig, dass es fast naiv wirkte. Ohne seine Hilfe würde Sven im indischen Alltagsdschungel untergehen, denn Raj wusste, wie sich die gefährliche Mischung aus Bestechung, falschem Lächeln, Machtspielchen und einem extremen Kastenbewusstsein auf das Leben auswirken konnte. Sven nicht. Seine erlebte Realität

tät war anders. Er nahm kein Blatt vor den Mund, weil er es aus seinem Leben in Deutschland gewohnt war. Er atmete die gleiche Luft und sah dieselben Farben wie Raj, aber er nahm sie unterschiedlich wahr.

»Du hast dir seinen Namen gemerkt? Das überrascht mich. Natürlich kannst du mitkommen. Es ist aber kein Restaurant im üblichen Sinne. Man isst mit den Fingern der rechten Hand und dem Chapati von einem Bananenblatt. Wenn dich das nicht stört, gehen wir morgen zusammen essen.«

»Cool, super! Das mit den Fingern kriege ich hin. Aber schmeckt dann nicht alles nach Seife oder Alkoholgel?«

Da Raj um die Phobie der Deutschen wusste, sich ständig die Hände zu waschen oder zu desinfizieren, verdrehte er nur die Augen.

»Sven, man wäscht sich die Hände hinterher, okay?«



Um die Zeit bis zu seinem nächsten Auftrag zu überbrücken, ging Raj aufs Klo. Er liebte die Toiletten im Verlag. Sie waren hell, sauber und groß. Wie viele seiner Kollegen nutzte er diese in der Früh für die tägliche Hygiene. Die wenigstens Europäer wussten, dass es in Indien noch immer viele Haushalte ohne eigene Badezimmer gab.

Auch Raj teilte sich im Haus seines Onkels nicht nur das Zimmer mit einem Cousin, sondern auch die Waschgelegenheit im Hof mit der gesamten Familie. Daher bevorzugte er

diesen sauberen Ort im Verlag für die tägliche Reinigung. Jetzt wusch er sich nur sorgfältig die Hände, dann schlenderte er erneut zur Pausenzone, um sich einen Nachtschisch zu holen. Aus dem Obstkorb nahm er eine Banane und ließ seinen Blick über seinen Zuständigkeitsbereich wandern. Alle 26 indischen Ortskräfte waren in ihre Arbeit vertieft. Unvermittelt tauchte Sven neben ihm auf.

»Komische Stimmung heute, findest du nicht?«

Er hatte es also auch gespürt, es lag etwas in der Luft.

»Ja, ich hab den ganzen Tag schon so ein eigenartiges Gefühl. Hast du was mitbekommen?«

»Pia, die Praktikantin, sagte dass zwei wichtige Anzugträger aus der Zentrale da sind. Sie sitzen schon den ganzen Tag im Besprechungsraum. Sie jammert, weil sie ununterbrochen Getränke hinbringen muss,« sagte Sven. Er war ein alter Fuchs, das musste man ihm lassen. Da er selbst einst Praktikant gewesen war, wusste er, wie er am schnellsten zu Hintergrundinformationen kam. Die Praktikanten, seine freien Radikalen, wie er sie gern schmunzelnd nannte, waren überall und nirgends. Auf ihren Botengängen hörten sie mehr, als den meisten Angestellten lieb war.

»Frag die Wissbegierigen. Die kennen sich im Verlag aus. Was sie nicht beobachten oder hören, erfahren sie in den Pausen, wenn sie zu dritt zusammensitzen und ihr Wissen austauschen.«

»Pia? Ist das nicht der Feuerkopf, die ist doch gar nicht im Haupthaus, sondern in der Schnittstelle zur Druckerei?«

»Ja, klar. Pia, die kleine Maus mit dem erdbeerroten Lockenkopf. Heute flitzt sie schon den ganzen Vormittag zwischen Kaffeecke, Kantine und oberer Etage hin und her. Also ist sie wenigstens kurzfristig nicht in der Kontaktstelle. Da trifft es sich doch fabelhaft, dass sie heute Abend mit in den Druid Garden zum Praktikantenabend geht. Da können wir sie gemütlich aushorchen. Du hast es doch nicht vergessen?«

Mist, das hatte er. Ihm wäre ein Kinobesuch oder ein Lauf um den See lieber gewesen, aber er konnte schlecht fehlen. Schließlich hatten Sven und er diese After-Work Abende ins Leben gerufen.

Entstanden war die Idee, als Raj mit Sven zusammen durch Bangalore gestreift ist und dem Freund Indien erklärte. Angefangen bei Dosas, die es nur vormittags gab bis zur Wäscherei am Ghat, dem natürlichen Wasserlauf jeder indischen Stadt.

Gemeinsam halfen sie nun den deutschen Studenten beim Eingewöhnen und stellten nebenbei einen persönlichen Kontakt her. Deshalb waren diese After-Work Meetings wichtig, vor allem heute, wo offenbar etwas in der Luft lag. Damit der Abend finanziell erträglich blieb, würde Raj auf dem Weg dorthin ein Shawarma beim arabischen Straßenstand essen. Dann trank er dort nur ein Bier.

»Wann fängt das heute an?«

»Der Tisch ist auf sieben Uhr reserviert. Wir fahren von hier aus hin. Hab' ein paar Tuktuks organisiert.«

»Alles klar, ich bin dabei, komme aber ein bisschen später.«



Im Druid Garden tummelte sich ein lebhaftes Gemisch aus ausländischen Gästen, Expatfamilien sowie jungen und reichen Indern. Man aß und trank bei lauter Musik in der Mikro-Brauerei. Gekocht wurde so italienisch, wie es in Südindien möglich war. Raj suchte den Tisch, den Sven im klimatisierten Hauptrestaurant reserviert hatte. Die drei Praktikanten, zwei jungen Männer und eine junge Frau, unterhielten sich mit Sven. Raj trat an den Tisch.

»Ihr kennt ja schon Raj, er ist der Gruppenleiter der Klein-korrekturabteilung.«

Sie schauten ihn neugierig an. Raj war für sie ein Exot. Er sah aus wie ein Inder und sprach trotzdem akzentfrei deutsch. Außerdem war er die einzige Ortskraft in der unteren Führungsebene. Die drei waren sichtbar hin- und hergerissen.

Raj bestellte sich ein Wasser und ein Bier. Als hätte Sven nur auf sein Auftauchen gewartet, wandte er sich an Pia: »Und Pia, was war heute los? Du hast ganz schön genervt gewirkt, als ich dich auf dem Gang gesehen habe.«

Die junge Studentin verdrehte die Augen und griff in ihre langen Locken, um sie in einer Art Vogelnest auf dem Kopf zu befestigen.

»Keine Ahnung. So genau weiß ich nicht Bescheid, aber es waren zwei Chefs aus München da und die haben lange mit Gabi und dem Personalchef gequasselt. Ich musste ununter-